

Andreas Beyer, Laudatio zur Verleihung des Aby- Warburg-Preises der Stadt Hamburg an Sigrid Weigel, 21. November 2016, Rathaus Hamburg

Sehr geehrter Herr Staatsrat,
sehr verehrte Damen und Herren,
liebe Sigrid Weigel und Klaus Briegleb,

der Name Aby Warburgs steht für eine kulturwissenschaftlich ausgerichtete Kunstgeschichte, mehr noch aber für eine heute weltweit operierende Denkschule, die sich vielen Fachrichtungen öffnet und die in wechselwirksamer Begegnung und Teilhabe ein Instrumentarium entwickelt, das die Herausforderungen unserer Zeit in Kunst, Kultur und Gesellschaft besonders wirksam zu bewältigen verspricht. Denn Kulturwissenschaft, das muss man der so sehr von den „life sciences“ beseelten Politik immer wieder in Erinnerung rufen, Kulturwissenschaft ist die eigentliche Lebenswissenschaft.

Nicht nur die zunehmende Zahl an Übersetzungen von Warburgs Schriften in andere Sprachen ist ein Indiz für dessen Aktualität ; auch der lange schon von der Kunstgeschichte abgetretene Alleinvertretungsanspruch auf dessen Erbe und eine wirklich polyglotte Bild-, Kunst- Literatur-, Religions-, Film- kurz: Kulturgeschichte sind Beleg eines unvergleichlich dynamischen Nachlebens, das den anhaltenden Erfolg dieser Denktradition bekräftigt, die mehr als nur ihr ideelles Zentrum im Warburg Institute London besitzt – weshalb ich mich besonders freue, das dessen Direktor, David Freedberg, heute Abend unter uns ist.

Aber so international diese Forschung heute auch auftritt, so sehr bleibt sie doch an Hamburg gebunden, an jene Kulturwissenschaftliche Bibliothek Warburg in der Heilwigstraße nämlich, die am Beginn des vergangenen Jahrhunderts deren Keimzelle gebildet hat. Von der magischen

Anziehungskraft dieses Ortes spricht Fritz Saxl in seinen Erinnerungen an deren Anfänge, wenn er schreibt: „Als der Philosoph Ernst Cassirer die Bibliothek zum ersten Mal benutzte, beschloss er, ihr entweder gänzlich fern zu bleiben – was er eine Zeitlang durchgehalten hat – oder sich dort für Jahre in Gefangenschaft zu begeben – das hat er später mit Freuden getan.“

Und dass die Jury des diesjährigen Warburg Preises sich für die richtige und würdige Person entschieden hat, wird Ihnen schon allein deshalb unmittelbar einleuchten, weil Sigrid Weigel sich über Gefängnisliteratur, über das „Schreiben im Gefängnis“ habilitiert hat. Das ist mehr als eine Anekdote. Denn diese Studie ist kennzeichnend für Sigrid Weigels ebenso eigenständiges wie eigenwilliges, ganz früh schon sich konturierendes wissenschaftliches Profil, für ihr Interesse an den „Rändern“, an den nicht gängigen, nicht kanonischen Stoffen, und besonders an den transitorischen Schauplätzen von Literatur und Kunst.

So wie sie erstmals und systematisch über die Literatur als Reproduktionsort der Freiheit des Subjekts im Zustand der Gefangenheit geforscht hat, hat sie mit ihrer Dissertation über die volkstümliche Gattung der „Flugschriftenliteratur“ oder mit ihrer Erkundung der Schreibweisen von Frauen in der Gegenwartsliteratur, in „Die Stimme der Medusa“ von 1987, ihr Fach früh und folgenreich geöffnet für ganz neue Felder und Methoden, es anschlussfähig gemacht an die Denkpraktiken anderer Fächer.

Promoviert worden ist Sigrid Weigel an der Universität Hamburg. Habilitiert hat sie sich an der Universität Marburg, ist dann aber hierher zurückgekehrt, um an der hiesigen Universität zu lehren, bevor sie für sechs Jahre am Deutschen Seminar der Universität Zürich tätig war.

Erst Ende der neunziger Jahre ist sie dann den Weg alles Irdischen, also: nach Berlin gegangen, wo sie zunächst das Einstein Forum in Potsdam und dann, ab 1999 und bis ins vergangene Jahr, das Zentrum für Literatur- und

Kulturforschung geleitet und an der dortigen Technischen Universität unterrichtet hat.

Es ist ihr kaum hoch genug einzuschätzendes Verdienst, die Literaturwissenschaft zum Teil einer umfassenderen Kulturforschung gemacht, ja, die „Enden“ der Literatur gleichsam als genuinen Ursprungsort der Kulturwissenschaft erkennbar gemacht zu haben. Etwa, in dem sie von Heinrich Heine zu Sigmund Freud einen Transfer beobachtet hat, in welchem die Kulturwissenschaft das Erbe der Literatur antritt: durch die Aufnahme nämlich des literarischen Interesses für Affekte und subjektive Imaginationen oder für die Überlieferung mythischer, religiöser oder magischer Vorstellungen in die wissenschaftliche Betrachtung der Kulturgeschichte; Aspekte des Literarischen also, die in die Wissenschaft vom Unbewussten und der Psyche hineinreichen. Ein Rand auch das, ein Schwellenmoment.

Die kulturwissenschaftliche Perspektivierung der Literaturwissenschaften sieht Sigrid Weigel also sich darauf gründen, dass sich philologische Lektüreverfahren durch Impulse angereichert haben, die aus der Ethnologie, aus der Decodierung eines anderen Wissens in der Psychoanalyse und nicht zuletzt aus dem Umgang der Kunstgeschichte mit nicht-sprachlichen Darstellungspraktiken kommen. Aber sie hat zu Recht auch konstatiert, dass die genannten Fächer ihrerseits philologische Verfahren in ihre eigenen Methoden übernommen haben, um die spezifische Beschaffenheit ihrer Gegenstände auf deren rhetorische, narrative oder symbolische Gesetze hin zu befragen. Das gilt auch und gerade für Aby Warburg und den Gelehrtenkreis um die Kulturwissenschaftliche Bibliothek, wo ja im Rückgriff unter anderem auf anthropologische und religionshistorische Zusammenhänge, die Bilder auf ihre spezifische Ausdrucksweise oder Sprache hin untersucht wurden.

Sigrid Weigels Absicht dabei aber war es nie und ist es nicht, durch die wissenschaftshistorische Rekonstruktion der sogenannten „Ersten Kulturwissenschaft“ eine neue Disziplin zu etablieren oder gar bestehende Fachwissenschaften abzulösen. Vielmehr entfaltet, so betont sie zu Recht, die Kulturwissenschaft gerade dort ihre Projekte, wo vertraute Gegenstände einer fachwissenschaftlichen Tradition an der Grenze zu anderen Fächern in ein neues Licht treten: an den Übergängen zu anderen, fachfremden, zunächst unbekanntem Erkenntnisweisen, Fragen, Phänomenen und Erklärungsmodellen. Zusammengefasst hat sie das in der These:

„Kulturwissenschaft ist kein neues Fachgebiet, sondern ein Denken und Arbeiten an Übergängen.“ Nicht um eine bloße „Gebietsausdehnung“ handelt es sich dabei, sondern es geht, auf der Basis der jeweils fachwissenschaftlichen Expertise um die Arbeit an den Grenzen zu anderen Fachterritorien. Leider ist der Begriff der „Interdisziplinarität“ in den vergangenen Jahrzehnten durch die Wissenschaftspolitik zur leeren Floskel verkommen. Für Sigrid Weigel müsste er neu erfunden werden, weil in ihrem Forschungsparadigma erst die genauere Definition dessen stattfindet, worum es bei diesem Präfix „Inter“ eigentlich geht und wo exakt es zu verorten ist.

Am Beispiel von Warburg, Freud und Benjamin hat sie die Entstehung der Kulturwissenschaft aus der Lektüre von Details beschrieben, der Affekte und der Spuren, die sie in der Sprache der Bilder, des Körpers und der Dinge hinterlassen haben. Das scheinbar Bedeutungslose und Unscheinbare: das „bewegte Beiwerk“, die Versprecher und Fehlleistungen, das Bruchstück, das Zitat, die Monade - das Detail also ist so zum Kennzeichen einer Kulturtheorie geworden, die freilich herausfordert, im Detail stets mehr als das Detail zu sehen. Das Detail nicht als ein Teil des Ganzen, sondern als Konzentration, in dem das Ganze entzifferbar wird. Das Bild der Welt in seiner Verkürzung.

Wenn Sigrid Weigel Warburgs Bildatlas „Mnemosyne“ und Benjamins „Passagenwerk“ parallelisiert, dann setzt sie zugleich zwei Monumente des Fragments zueinander in Beziehung; zwei Torso gebliebene Denkschauplätze, welche freilich die eine, große Erzählung, das Signum der Moderne, in Zweifel ziehen lassen. Nicht ohne Grund, denke ich, sind Warburg und Benjamin in einer Zeit wieder ins Zentrum des Interesses gerückt, die wir mit dem Terminus der „Nach“- oder „Postmoderne“ umschreiben.

Warburg und Freud haben einander nicht gekannt und wohl auch die Schriften des jeweils anderen nicht wahrgenommen. Der um eine Generation jüngere Benjamin hat auf beide zwar zurückgegriffen – ist aber mit seinen Schriften wiederum nicht mehr zu diesen durchgedrungen. So ist es erst Sigrid Weigel, die drei der entscheidenden Denker der „ersten Kulturwissenschaft“, deren Dreigestirn sozusagen, zusammengebracht, weil zusammengedacht und damit das Fundament gelegt hat einer neuen, heutigen Kulturwissenschaft, die sich in dem oben skizzierten Zwischenreich bewegt.

Die Beschäftigung mit Aby Warburg – zu deren schönsten Resultaten auch die von ihr, in Zusammenarbeit mit Martin Tremml und Perdita Ladwig, herausgegebene Studienausgabe der zentralen Schriften Aby Warburgs (2010) zählt, die entschieden zur akademischen Popularisierung von dessen Werk beigetragen hat – hat Sigrid Weigel notwendig immer stärker sich mit Bildfragen befassen lassen. Und sie tut das auch hier von den Rändern aus, entlang der Grenzen. Mit ihrem im letzten Jahr erschienenen Buch „Grammatologie der Bilder“ hat sie eine vorläufige Summe gezogen ihrer eigenen literatur- und kulturwissenschaftlichen Arbeit am Bild. Es besteht auf der Eigenrechtlichkeit des Bildes, aber indem es untersucht, wie das, was

zunächst *kein* Bild ist – Affekte und Neuronen, Trauer und Tränen etwa – erst zum Bild wird, sucht also die Spur des vor-bildlichen und dessen Bildgebung (nicht: Visualisierung), und erkundet das In-Erscheinung-Treten, als Emergenz sowohl visueller Bilder als auch von Denkbildern. Wiederum handelt es sich also um eine Arbeit an Schwellen, hier vor allem an jener vom Anikonischen zur Bildwerdung. Das Buch, in meinen Augen die integralste Bildtheorie, über die wir derzeit verfügen, hat alles, was es braucht, ein Klassiker zu werden; nicht nur für die Kunst- und die Literaturwissenschaften – denn magistral werden hier auch Religionsgeschichte und Psychologie, Anthropologie und Naturwissenschaften in ihrer epistemischen Verschränkung und wechselseitigen Abhängigkeit evident. Und in ihrem Bildbedürfnis, ihrer Bildnotwendigkeit.

Nicht weniger kapital ist Weigels Beitrag zu einer Annäherung zweier Wissenskulturen, nämlich der empirisch-experimentellen und der historisch-hermeneutischen Methoden, die einander als Rivalen gegenüberstehen, aller Rede von der Interdisziplinarität zum Trotz. Unausgesetzt hat sie für die Aufmerksamkeit an den je anderen Erkenntnissen, Techniken und Theorien geworben. Im Begriff der Genea-Logik hat sie diese Verschränkung von Natur und Kunst, und damit von Natur- und Humanwissenschaften zusammengefasst und versucht, die Kultur- und Wissenschaftsgeschichte genealogischen Wissens mit methodischen Perspektiven zu kombinieren. Vor allem aber hat sie diese wechselseitige Aufmerksamkeit ganz praktisch befördert, durch zahlreiche Initiativen und Veranstaltungen am Zentrum für Literatur und Kulturforschung, das sie, dabei ganz wie Warburg davon überzeugt, dass das Wissen auch eines Ortes, eines Schauplatzes bedarf, zu einer rührigen Institution, einem Labor und „think tank“ ausgebaut hat, von dem entscheidende Anregungen ausgehen und der aus der akademischen Welt, und zwar nicht nur der Berlins, nicht mehr wegzudenken ist. Es ist eben kein „Gefängnis“, sondern ein Hort wissenschaftlich grenzenloser

Unbefangenheit. Und wenn sie das Haus, wohlbestellt, nun auch in die verlässlichen Hände von Eva Geulen übergeben hat, die wiederum viel Neues dort wird entstehen lassen, so darf man doch getrost davon ausgehen, dass Sigrid Weigel dort eine Weile noch ganz so bleiben wird, wie Gustave Flaubert von sich meinte, in seinem Werk zu sein, nämlich wie Gott in der Welt: unsichtbar und allgegenwärtig.

Der Warburg-Preis würdigt ein bedeutendes wissenschaftliches Werk, ein vorläufiges; die Auszeichnung preist zudem, bedenkt man, dass Sigrid Weigel dazu noch regelmäßig in Princeton unterrichtet und, wie nebenher, weitläufige, hängende Gärten über dem Lago Maggiore bewirtschaftet, ein schier unglaublich arbeitsreiches und produktives Leben, ein glückendes und beglückendes zugleich, das immer auch eine Liebeserklärung an die sowohl schönen wie wissenden Künste ist.

Ihr „methodisches Prinzip“ hat ein Rezensent einmal in der NZZ geschrieben, sei schlicht, „sehr viel zu wissen“. Dieses Wissen, gepaart mit großer Stilsicherheit - nicht nur in der Sprache -, dieses Wissen fruchtbar gemacht zu haben und mit uns zu teilen, ist allererster Grund, dass ihr Name nunmehr einrückt in die illustre Reihe der Träger des Warburg-Preises.

Es ist das Privileg des Laudators, die Laureatin, in Ihrer aller Namen, zu beglückwünschen. Was ich freudigen Herzens tue. Und während ich das tue, dann schenken Sie ihr doch, bitte, ihren schönsten Applaus.